


Nr. 121. | Bromberg, den 30. Mai | 1929.

# Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von **Frank F. Braun.**



(1. Fortsetzung.) 

Normalerweise dürfte ich mir das nicht bieten lassen, sagte sich Peter Hinz, auch den Stand müßte ich eigentlich jetzt verteidigen, aber ich bin wirklich zu müde. Nicht von diesen Nächten. Vom Leben. Sie hat die stärkeren Nerven. Sie hat immer recht. Und eines Tages wird sie vollends triumphieren. Eines Tages drückt sie mir wohl die Kehle zu. Fliehen, dachte er. Dem Weib, der Stadt entgehen, und wenn es nur für eine Weile ist. Stark wieder werden und dann zurückkommen, begeistert — an Unwert sicherlich, wie immer, aber doch begeistert — und seinen Mann stehen. Ausfegen! Rein Haus machen! Aber er lächelte trübe. Ich vermag es ja doch nicht. Die großen Konflikte seines Lebens hatten ihn gefaßt gefunden und entschlossen, aber an den nichtigen Kleinigkeiten seines Unsterns zerbrach seine Spannkraft.

Da kam von der Straße her der Amtsbote und brachte einen Brief. Er reichte ihn durch eine Spalte des Gitters. „Es ist eilig."

Peter Hinz las die hektographierte Einladung zur heute einberufenen Stadtverordnetenversammlung. „Ich komme," sagte er, „hier haben Sie eine Zigarre."

„Danke, Herr Hinz."

In der Küche zersprang klirrend ein Teller. Ein kreischender Fluch ward hörbar. — „Sie wütet", sagte Peter Hinz und erhob sich. Versammlung und dann der Abend mit dieser gereizten Furie um mich herum, da steht mir viel Angenehmes bevor. Wenn man eine Pistole zur Hand hätte, oder man stände am Wasser, ich glaube, man drückte gern ab oder ließe sich sinken. Ich fühle, es gibt Stunden, wo ich meinen Verstand glatt überrumpeln könnte. — Er lächelte bitter. Schließlich, lohnt dies Leben? Zur Zeit nicht! Warum es also schleppen! Wir haben auf Hoffnung gesetzt, vielleicht kommen wir mit dem Einsatz heraus! Man hat keinen Mut. Man wartet auf den fremden Eingriff. Warten wir! Vielleicht gefällt in dieser Stunde unser Roman. Vielleicht schlägt uns in der nächsten ein Landstreicher tot. Warten wir ab . . .

Wir sind auf der Welt, einen Weg zu Ende zu gehen und nicht auszuweichen. Ungeduld ist vom Übel. Peter Hinz stand an der Krümmung seines Lebenspfades und wußte es nicht. Sein Herz ging keinen Schlag schneller als jeden anderen Tag. Aber die Hand war schon gereckt, die es anrühren sollte. —

Als Letzter betrat Peter Hinz den Sitzungssaal.

Der Amtsrichter flüsterte dem Bürgermeister etwas zu. War diese Gleichgültigkeit, die in derart spätem Kommen lag, nicht schon wieder so etwas wie ein Affront!

Aber der Bürgermeister winkte ab.

Peter Hinz grüßte mit seinem besten Gesicht. Es gelang ganz leidlich. Seine Laune hatte sich gehoben. — Er wandte sich an den Rechtsanwalt Cäsar Stein und meinte: „Doktor, wie lange wird die Sitzung dauern?"

„Weiß nicht", verwies der, „hat ja noch nicht einmal angefangen."

Peter Hinz zog sich zurück. Er saß auf seinem Platz, nahe der Ecke des Tisches. Er sah den Bürgermeister Vonschorek an. — Eben habe ich mit deiner Tochter Luzy geplaudert, dachte er, man sollte dir diese Tochter nicht zutrauen. Und es machte ihm ein stilles Vergnügen, während der Bürgermeister das Protokoll der letzten Sitzung verlesen ließ, sich mit ihm gedanklich zu unterhalten. Wir werden an den See gehen, durchzog es ihn, nachher; wahrscheinlich muß ich ihr wieder den deutschen Aufsatz machen. Beeile dich, Papa, laß schneller vorlesen; es ist im Interesse deiner Tochter. Mathematik und Deutsch sind ihre schwachen Seiten. Sie hält sich Freunde. Für Deutsch bin ich erklärter Repräsentant. Die Mathematik liefert ihr der Valentin Schwepp. — Er kam auf den Amtsrichter. — Knurre nicht, Vater Schwepp, dein Sohn macht ausgezeichnete Gedichte. — Und plötzlich griff er in sein Notizbuch und holte das Blatt heraus, das ihm Luzy eben auf der Straße zur Durchsicht gegeben hatte. Es wies den letzten poetischen Erguß des Valentin Schwepp auf und lautete:

Du . . .

Du bist der Morgen, der mein Auge trunken macht.
Du bist die Reife in der Mittagspracht.
Du bist die Glut, die dörrt und sengt.
Du bist der Abend, der die Ruhe schenkt.
Du bist die Freude, aller Wünsche Ja.
Du bist die Sehnsucht, der Vollendung nah.
Du bist das Glück, das kein Vergessen kennt.
Du bist mein Haß, der mir das Herz verbrennt!

Peter Hinz lächelte. Gar nicht so schlecht, meinte er, für Obersekunda, wie? — und er sah den Vater an. Aber da traf ihn ein grimmiger Blick. So etwa: Herr! Sie beschäftigen sich mit Nebendingen!

Aber hier ist doch keine Schule, Vater Schwepp. Wir sind doch erwachsen und tun nur so.

Vor der Obrigkeit bleibt ihr lebenslang Kind! Merke dir das, Peter Hinz!

Peter Hinz horchte hin. Wie denn! Der sagte ganz andere Sätze! Ein Zirkus sollte kommen, und der Amtsrichter befürwortete das Gesuch des Unternehmens. Peter Hinz gluckste — es geschah in Gedanken.

Aber der Bürgermeister hatte es gehört. „Wollten Sie etwas sagen, Doktor Hinz?"

Dieser Titel aus dem Munde war wieder kalte Ironie, aber man hätte es längst aufgegeben, dagegen zu opponieren. War man Doktor Hinz, auch gut! „Ich . . ." sagte er und schrak auf wie ein Schüler, der unerwartet sich aufgerufen findet, „nun ja, ich bin dafür. Laßt Sonne herein und so. Lachen, Ablenkung von den ewigen Sorgen des Berufs."

„Daß Sie dafür stimmen würden, war vorauszusehen," sagte der Bürgermeister, „aber ich denke, wir sind diesmal alle für die Idee zu haben, wenn auch aus etwas anderen Gründen, Herr Doktor Hinz." Und er ließ abstimmen.

Es erwies sich, daß die Herren Stadtverordneten dafür waren, dem Pablo Forto die Abhaltung seiner Vorstellungen zu genehmigen. Man einigte sich, dem Antrag folgend, auf acht Tage.

„Es ist da weiterhin eine peinliche Sache zu bereden", begann der Bürgermeister. „Ich bitte um Ihre vollkommenste Diskretion, meine Herren. Herr Amtsrichter Schwepp wird Ihnen berichten."

Amtsrichter Schwepp nickte. „Meine Herren! Unsere Stadt war bisher eine anständige Stadt, das können wir wohl behaupten. Es war eine sozusagen solide Stadt. Der Geist seiner Bürger war derart, daß das Laster — der Herr Pfarrer würde das Wort Sünde gebrauchen" — Verbeugung — „keine Pforte fand, durch die es Einlaß gehabt hätte."

Peter Hinz lächelte dünn. So kam man doch noch zu einem kleinen Vergnügen, so war diese Sitzung nicht ganz umsonst gewesen?

„Leider", fuhr der Amtsrichter fort, „muß ich in der Vergangenheitsform sprechen, denn es hat den Anschein, als ob die Unzucht der großen Städte in unserer so nahen Nachbarschaft auf unsere stille Stadt übergreifen will. Und wenn ich Ihnen den Namen Weidemann nenne, werden Sie wissen, inwiefern eine Hebamme — eine Hebamme, meine Herren! — berufen sein kann, die Sitten einer ganzen Stadt zu lockern. Wie nun, meine Herren! jemand öffnet da eine Hintertür! Wie nun, meine Herren! eine Hebamme nimmt die Angst vor etwaigen Folgen von der Jugend!"

Der Bürgermeister saß erschüttert. Doktor Cäsar Stein vergaß den Mund zu schließen.

„Hat man Beweise?" fragte der Pfarrer gemessen.

Der Amtsrichter neigte den Kopf. Sprechen mußte er merkwürdigerweise das Gegenteil dieser Bewegung. „Noch nicht," sagte er, „es kam uns ein Gerücht zu Ohren. Aber seien Sie versichert, wir werden nicht ruhen, bis wir Beweise bringen können. Überlassen Sie ganz ohne Sorge diese Sache uns, Herr Pfarrer. Ich fürchte, Ihre Milde würde zu Unrecht einem harten Zugriff ausweichen."

Der Pfarrer nickte bedeutungslos.

Aber noch war der Amtsrichter im Zug. „Alles verstehen, heißt alles verzeihen, meine Herren, das paßt für uns nicht, das ist ein sehr unklarer Satz eines ebenso unklaren Denkers."

Peter Hinz schien geärgert. Seine anfängliche Heiterkeit war in Mißstimmung umgeschlagen. Dieser Amtsrichter fiel auf die Nerven. „Herr Amtsrichter," sagte er, „der langen Rede kurzer Sinn: Man weiß nicht und verspricht eine kleine Sensation. Müssen wir deshalb diesen schönen Nachmittag hier nebeneinander hocken?"

Das war nun freilich ein bißchen aus dem Rahmen fallend, aber Peter Hinz war sich doch der Tragweite seiner Worte bewußt. So oder so, er blieb das schwarze Schaf in jedem Falle.

„Es war eine Warnung an die besseren Elemente der Stadt", sagte der Amtsrichter. „Machen Sie den Gebrauch von meinen Worten, der Ihnen beliebt." Damit hatte er die Versammlung völlig auf seiner Seite.

Auf der Treppe wich man diesem Schriftsteller aus. Er hatte sich mit der genannten Hebamme Weidemann solidarisch erklärt! —

Peter Hinz in seiner ehrlichen Seele wußte gar nicht, was er angerichtet hatte mit seiner Opposition, die lediglich dem Sermon des Amtsrichters gegolten, weniger dem Sinn, der dahinterstand. So ging er allein. Er sah dem Amtsrichter nach, dem Bürgermeister . . . Doktor Stein grüßte wenigstens noch. — — —

Luzy hatte hinter dem Kriegerdenkmal gewartet und trat ihm entgegen. Die ersten Schritte gingen sie schweigend nebeneinander.

„Verärgert?" fragte sie.

Er lächelte. „Bin ich das nicht immer?" Und er ironisierte sich. „Ich bin so ein guter Mensch, aber stets ernte ich Abneigung, fast Haß."

Luzy, als habe sie dieser Versammlung eben beigewohnt, sagte: „Sie sind ein Fremder unter Menschen. Wissen Sie, was die Centa Basler von Ihnen herumerzählt hat?"

„Nein, was redet das Ungeheuer?"

„Als Sie den Flock, den Terrier, sich anschafften, haben Sie den Hund die ersten Tage mit Sie angeredet, so lange, bis er Ihnen Beweise seiner Zärtlichkeit und Freundschaft gegeben hatte. Dann erst haben Sie zu ihm du gesagt. — Sie können sich denken, daß so etwas verschnupft."

Peter Hinz lachte. „Es ist wahr," sagte er, „aber es geschah doch nur, weil die Centa zuhörte."

Luzy nickte. „Das ist es eben; Sie tun alles, sagen alles, weil jemand zusieht, zuhört." Das war nun eine sehr tiefe Weisheit dieser kleinen Dame von achtzehn Jahren, und Peter Hinz sah sie ein wenig verwundert von der Seite an. Aus Kindern werden Leute, dachte er; Bücher machen Leute — nicht nur Kleider. Er sagte: „Es ist alles nur spielerische Vortäuschung; auch was Sie jetzt reden, Luzy. Der Sinn des Lebens in dieser Stadt ist Versteckspielen geworden. Das ist es, was mich so drückt."

Sie schritten nebeneinander. Sacht trat die Stadt zurück. Der Wald kam heran; der See stand wie ein Strich. Man glaubte, es sei der Horizont. Plötzlich gab eine Wegbiegung den Blick auf diese dünnblaue Linie vollends frei, und man erkannte die Täuschung.

Sie wanderten den Uferweg entlang. Bäume schatteten; das Wasser stand tiefgrün; fast schwarz; nichts mehr von Bläue.

„Wie nah ist die Natur," sagte er, „wie nah sind ihre Geheimnisse! Immer rauscht dieser See mit seiner Geisterstimme. Es ist ein anderes Rauschen als das frohe, stürmende der Bäume. Es ist nicht die Abwehr einer Gewalt, sondern ihre Hinnahme. Dieser See hat sich mit der dunklen, dämonischen Macht, die in ihm raunt, abgefunden. — Er könnte Vorbild sein."

„Eine unheimliche Einsamkeit. Ich mag hier nicht sein." Sie schüttelte sich. „Kommen Sie!" Erschreckt und verwundert warf sie ihm einen schrägen Blick zu.

Er versuchte ein Lächeln. Ich vergaß, dachte er, ich vergaß die kleine Luzy, die vielleicht einmal auf ein Präludium den klingenden Satz findet, im nächsten aber versagen muß. Und er sagte: „Sie lieben zarte, verträumte Nächte; mondstille Teiche; Ruderschlag — Lieblichkeit. Natürlich. Wir bauen immer die Bilder unserer Seele vor uns auf und messen daran die Wirklichkeit."

Das war letztlich sogar eine Schmeichelei; aber Luzy hörte daran vorbei. Sie sah den Ast, der da nach Peter Hinz' Hut griff; sie sah den Fall eine Sekunde voraus, aber diese Sekunde genügte nicht für den Zuruf. Peter Hinz stieß sich ein wenig, und der Hut plantschte in das Wasser.

„Es hat keinen Zweck," meinte Peter Hinz, als er Luzys suchenden Blick bemerkte, „auch ein Stock nützt hier nichts. Da sehen Sie, der Wind ist an der Arbeit."

Wie ein Boot mit aufgestelltem Segel trieb der Hut vom Ufer weg.

„Da segelt er", stellte Peter Hinz sachlich fest. — „Wo wird er enden?"

Luzy lächelte. Was sollte sie anders tun? Sie wußten beide keine Antwort. — Hätten sie die Antwort gewußt, wäre es ihnen vergönnt gewesen, einen Blick in die Zukunft zu tun, sie wären erschrocken gewesen, diesen fröhlich treibenden Hut inmitten einer Tragödie aufgezeigt zu sehen.

„So kann man lange stehen," meinte Peter Hinz, „das Wasser erzählt immer Märchen. Finden Sie nicht? Ob man am Meer steht, am Bergbach oder hier am Nonnensee, man findet Verbindungen. Da wandern Tropfen, und wenn man die Augen fest schließt, darf man mitwandern. Vom Berg ins Meer — an ferne Ufer. Japan, ja, Japan, das kenne ich nicht; es müssen Länder sein, die wir nicht kennen, denn so gebiert sich das Geheimnis. — Schmetterlingsmädchen in bunten Kimonos, seidenbestickt mit roten Sonnen; schwarzes Haar zum phantastischen Schnörkel aufgewunden; Porzellangesichter. — Wolkenumhüllt der Fujiyama. Kirschblüten; Zwergbäumchen. Buddha. — Sehen Sie die kleinen Wesen in den bunten Gewändern. Sie gießen das Wasser — uns, beide Tropfen — in einen Holzkübel, oh, da kommt anderes hinzu, heißes, siedendes Wasser. Es wird das Bad eines hohen Herrn. Und die Mädchen prüfen die Temperatur mit den Händen; dann klatschen sie sie ineinander."

Luzy lächelte unmerklich, aber Peter Hinz hätte es sowieso nicht gesehen.

„Oder", sagte er, „wir segeln durch die Luft. Wir sind nicht mehr die nassen Tropfen; Schnee sind wir, weiße, luftige Vögel; lassen uns nieder auf das Zelt eines Lappen und drücken das Dach der Renntierfelle herab, bis der seltsame Mann in verschabten Seehundshäuten heraustritt, uns herabschüttelt und dann, da wir so schön weiß sind, so frisch vom Himmel gefallen, uns in ein Gefäß tut, das am dreifach gestützten Haken über einem Feuer hängt. Da erleben wir es wieder, was wir vorher umgekehrt erfuhren; wir werden wieder Tropfen, lehnen uns eng aneinander, verschmelzen, sind eins."

Luzy lachte ihn an. „Sie haben Phantasie", sagte sie scherzend, ungewiß ihrer eigenen Stimmung.

Er sah an sich herab. „Nein," sagte er, da er bemerkte, daß er im Wasser stand, „nasse Füße habe ich. Dieser Boden gibt nach. Da!" Er wies auf die vollgelaufene Fußspur.

III.

Auf der Lerchenwiese war man schon dabei, das Zelt aufzustellen. Blauweiß gestreifte Leinwand lagerte im Grün des Grases; Pfähle, Seile und Ketten warteten, daß man sie aufrichte, spanne und verbinde.

Peter Hinz wies Luzy diese Vorbereitungen. —

„Jener würdige Herr dort mit dem nackten Kopf dürfte der Direktor sein. Er heißt Paul Stark; aber verraten Sie da nicht. Es wäre dem Pablo Forto vielleicht unangenehm. Haben Sie schon einmal eine Zirkusreiterin gesehen? Jene Dame dort im blauen Kostüm, die so sehr gesittet, ganz Bürgerin, dem allen zusieht, das ist gewiß die Kunstreiterin."

„Warum?" meinte Luzy. „Jene kann Kassiererin sein oder des Direktors Frau."

**(Fortsetzung folgt.)**

# Zerbrochene Flügel.

**Ein Fliegerschicksal, der Wirklichkeit nacherzählt von Georg Eschenbach.**

Die Sonne brennt sengend auf die Wüste nieder, und über dem heißen Sand tanzt die flimmernde Luft. Ein Flugzeug kauert mit zerbrochenen Flügeln neben einem dürftigen Grasfleck, und in seinem Schatten liegen regungslos zwei Männer. Die Stille ist ohne Laut, ohne Hoffnung.

Da tönt hauchfeines Summen vom Horizont im Süden herüber. Es wächst zum Flügelschlag einer großen Fliege, zum Brummen einer kreisenden Hummel, zum dröhnenden Sang des Propellers, und ein Flieger steht über dem dürftigen, toten Grasfleck. Die Männer unter dem zerbrochenen Flügel liegen regungslos.

Das Flugzeug kreist in engen Schleifen über den Kameraden. Es kann nicht landen, denn der Wüstensand lauert. Tiefer und tiefer zwingt der Pilot die Maschine, er sieht die beiden Männer liegen; sie rühren sich nicht. Er beißt die Zähne zusammen, dann schreit er zu den beiden Kameraden hinunter und weiß doch, daß der Motor jeden Ruf übertönt. Sein Begleiter sieht seine Furcht und teilt sie. Doch er wirft den Sack mit den Wasserflaschen und den Lebensmitteln über Bord und verfolgt den Weg des tanzenden Fallschirms. Neben dem zerbrochenen Flügel landet der Sack. Die beiden Männer dort unten liegen regungslos.

Der Propeller summt sein Lied wieder stärker, und das Flugzeug mit den zerbrochenen Flügeln bleibt zurück. —

Zwei Tage später trifft die Rettungskolonne mit ihren beiden Raupenwagen ein. Die Männer im Schatten des Flügels liegen regungslos. Sie sind tot.

Neben dem Älteren finden die Retter, die zu spät kamen, eine Pistole und einen Bleistift. Das Notizbuch fehlt. Da zeigt einer der Männer nach dem zerbrochenen Flügel. Auf der Bespannung stehen Worte, und sie erzählen die Tragödie der Flieger:

„In der Wüste, dreihundert Meilen nördlich von Alice Springs. Gestern, am 10. April, stiegen wir auf, um nach dem verschollenen Flugzeug zu suchen. Sein Pilot war einst mein Freund. Er wurde mein Feind, und doch sind wir noch Kameraden, und einem Kameraden muß ich helfen.

Wir suchen die Wüste zehn Stunden lang ab. Da setzt der Motor aus. Die lecke Benzinleitung zwingt mich zum Landen. Der Sand verschlingt die aufsetzenden Räder, und der Sturz zerbricht mir die Flügel, den Propeller. Da liegen wir in der Wüste, und bis zur nächsten Station sind es dreihundert Meilen. Ach was! Sie werden uns ja suchen. Ich muß mein Notizbuch in Alice Springs gelassen haben. Ich schreibe auf den Flügel. Er hängt ja zur Erde. —

12. April. Nun sind wir schon zwei Tage hier und haben noch keinen Helfer gesehen. Wir mußten die Lebensmittel und das Wasser angreifen, die für ihn, den anderen, bestimmt waren. Die erzwungene Ruhe drückt auf uns. Tagsüber liegen wir im Schatten der zerbrochenen Flügel, und nachts stehen wir am Feuer, das wir mit dürrem Gras und unserem Brennstoff nähren, wärmen uns und hoffen, der Schein möge die Retter zu uns führen. —

15. April. Fünf Tage sind vergangen, und noch haben wir kein Motorengeräusch gehört. Hoffen, Warten und Untätigkeit fressen an unseren Nerven. Einen Tag wollen wir noch warten. Kommt keine Hilfe, dann müssen wir Alice Springs zu Fuß erreichen. —

18. April. Verzweifelt, todmüde sind wir gestern zu unserem Flugzeug zurückgekommen. Sechs Meilen haben wir am ersten Tag unseres Fußmarsches zurückgelegt. Dann blieben wir liegen. Wir konnten nicht weiter. Bei jedem Schritt saugte der Sand unseren Fuß in sich hinein, und wir mußten kämpfen, um uns zu befreien: „Umkehren! Umkehren!" Die Wüste läßt uns nicht frei, und wir müssen bei unserem Flugzeug auf die Retter warten oder . . . Ach was! Sie werden uns ja suchen! —

21. April. Unsere Lebensmittel gehen zur Neige. Das Wasser haben wir rationiert, einen Becher für jeden Tag. Die Untätigkeit ist grauenhaft. Robert ertrug sie nicht länger. Jetzt arbeitet er an den zerbrochenen Flügeln: „Vielleicht können wir sie flicken!" Ich weiß, daß er lügt und sich nur ablenken will, weil er den Wahnsinn fürchtet. Ich helfe ihm jetzt, und doch sind alle meine Gedanken nur bei unseren Rettern. —

Hurra! Der Retter! Als winziges Pünktchen tauchte er am Horizont auf und nun kreist er über der Wüste. Er muß uns bald finden. Ich fürchte, Robert verliert vor Freude den Verstand. —

22. April. Wir haben einen Tag lang betäubt gelegen und kein Wort gesprochen. Die Enttäuschung war zu schwer. Der Flieger hat uns nicht gesehen. Unbegreiflich! Er verschwand im Norden. Er mußte zurückkommen, denn dort drüben liegt keine Station mehr. Wir standen und warteten, bohrten die Augen in den Himmel hinein und glaubten jeden Augenblick das erlösende feine Summen zu hören. Stundenlang. Bis Robert irres Zeug zu reden begann und zusammenbrach. Ich habe ihn unter den Flügel in den Schatten gelegt und einen kostbaren Becher Wasser geopfert, um seine glühenden, zersprungenen Lippen zu kühlen. Der Flieger muß verunglückt sein oder er hat einen anderen Rückweg eingeschlagen. —

23. April. Jetzt weiß ich, warum uns der Flieger nicht sah. Ich bin in die Wüste hinaus gelaufen, damit Robert, der zeitweise wacht und mich in lichten Augenblicken beobachtet, nicht sah, wie ich vor Wut und Verzweiflung heulte. Da sah ich, daß unser Flugzeug gelbgrau im gelbgrauen Sand liegt. Der Kamerad konnte uns nicht entdecken. Keiner wird uns finden! Doch, sie müssen uns ja suchen! —

24. April. Immer klingt mir Propellersurren in den Ohren. Ich starre in den Himmel. Überall tanzen dunkle Punkte. Ist das der beginnende Wahnsinn? Ich schließe die Augen, will schlafen, vergessen. Da brüllt Robert neben mir: „Der Flieger!" Ich springe auf. Der Himmel ist leer. Roberts Augen starren gläsern. Schaum steht um seinen zerrissenen Mund. Er ist tot!

26. April. Ich habe eben den letzten Tropfen Wasser getrunken. Ich habe vorgestern getobt, als ich Roberts tote Augen sah. Allen Menschen habe ich geflucht und ihm, meinem Freund, meinem Feind, meinem Kameraden, den ich retten wollte, am meisten. Er hat mir mein Mädchen gestohlen, und jetzt nimmt er mir noch mein Leben! Ja, mein Leben! Denn ich weiß, daß es für mich keine Rettung mehr gibt.

Doch gerade diese Gewißheit muß mich ruhig gemacht haben. Ich bin völlig gefaßt und weiß, was ich tun muß. Die Pistole ist geladen. Meine Hand zittert nicht.

Ich will doch noch warten.

Ich denke an mein Leben. Mit keinem Menschen war ich verfeindet, bis er mir das Mädchen nahm. Und doch war es sein gutes Recht, denn Mary sagte ihm, daß sie ihn mehr liebte als mich. Ich war verrückt, daß ich in meinem besten Freund einen Feind sah. Er ist auch heute noch mein Kamerad, und ich möchte, daß er es einst erfährt. Einst? Vielleicht lebt er nicht mehr! Doch. Er muß leben, denn sie würde sich um ihn grämen. Für mich wird niemand eine Träne haben. Dummes Zeug! Das Leben war doch schön. Verfluchter Gedanke, hier zu verfaulen, dreihundert Meilen vom nächsten Menschen, von ihr. Unsinn! Nun endlich Schluß!" —

— — Wortlos wenden sich die Männer. Einer bleibt stehen. Er nimmt die Mütze ab und sieht in das fahle aufgedunsene Gesicht des Toten, das für ihn nichts Schreckliches hat: „Ich danke dir für deinen letzten Dienst, Kamerad!"

# Bettlerkarrieren.

**Von Leo Barth.**

Bettlerkarrieren. Das Wort klingt sehr paradox. Die Bedauernswerten, die in zerschlissenen Kleidern, zerfetzten Schuhen, zerlumpt, verwahrlost auf der Straße stehen und ihre zitterige Hand mit stummer Gebärde, mit flehenden, hungrigen Augen ausstrecken, um Almosen zu erbitten, diese menschlichen Wracks sollten Karriere machen können? Welch unsinniger Gedanke. — Und doch. Es gibt viele wohlhabende Bettler. Es sei nur an den Mann erinnert, der sich mit einer Summe von 10 000 Zloty in ein Altersheim der Stadt Warschau einkaufte. Aber es gibt sogar Bettler, die von den Zinsen ihres Vermögens in Luxus und Behaglichkeit leben können, die aber betteln gehen, denn das ist ihr Beruf.

Betteln und betteln bedeutet nicht immer dasselbe. Der eine macht es, weil er hungrig ist, um das tägliche trockene Brot, während der andere weiß, daß die Gutmütigkeit der Menschen, richtig ausgenutzt, eine gute Einnahmequelle ist. Es grenzt geradezu an das Phantastische, was man von dem Doppelleben dieser „Eckensteher" mitunter erfährt. Um solche Bettlerkrösusse zu finden, muß man nicht einmal weit gehen.

In Wien starb vor etwa drei Jahren solch eine arme Reiche. Frau Pauline Greininger war eine stadtbekannte Erscheinung. Tagaus, tagein sah man die kleine zusammengeschrumpfte Greisin mit einem Stocke in der Hand in den Straßen herumhumpeln und die Caféhäuser aufsuchen. Jahrzehnte hindurch fristete sie ihr kümmerliches Leben als Bettlerin. Niemand wußte, wie alt sie sei, jeder kannte sie nur als die Mitleid erregende Greisin . . . bis endlich, an einem eiskalten Jannartage sie schwerkrank wurde.

Im Spital verlangte sie einen Notar und machte ihr Testament. Sie verfügte, daß ihr ganzes Vermögen, ihr Haus, ihr Schmuck, ihr Bankdepot der Stadt Wien gehören solle. Sie gab auch an, wo alle diese Schätze zu finden seien. Zuerst wußte man nicht, was mit dem Testament anzufangen sei. Man suchte die von der Greisin angegebene Adresse auf. Ein finsteres, fensterloses, naßfeuchtes Loch — und in der Matratze lagen alle Schätze und Papiere. Es war insgesamt ein Vermögen von etwa 240 000 Mark. Und dann kam alles heraus. Frau Pauline Greininger war einst jung, schön und reich. Vor fünfzig Jahren heiratete sie. Unmittelbar nach der Hochzeit, 24 Stunden später, verließ sie ihren Gatten und blieb seither für all ihre Angehörigen verschollen. Sie wurde zur Bettlerin, hungerte und darbte, ertrug Kälte und Elend, häufte Geld auf Geld, denn — und das war der Greisin Geheimnis — sie hatte eine blinde Mutter und sie wollte für die Blinden sparen.

Frau Greininger war eine Fanatikerin. Es gibt aber auch Bettler, die geradezu geniale Geschäftsleute sind. Im Jahre 1913 fiel in Newyork in der Nähe des Broadway ein alter Bettler namens Jack Black an der Straßenecke zusammen und starb. Sein Ende erregte zuerst wenig Aufsehen. Er wurde in das Leichenhaus geschafft und nun kam die Sensation. Aus den Papieren, die in seiner Tasche gefunden wurden, ging hervor, daß der Wolkenkratzer, vor dem der arme Mann 25 Jahre lang bettelte, sein Eigentum war.

Jetzt begann man das Leben dieses verkappten Millionärs näher zu untersuchen. Jack hatte in der ganzen Gegend keine Konkurrenz, da er jeden Bettler, der in seiner Nähe auftauchte, finanzierte, damit dieser verschwinde und seine Geschäfte nicht störe. Der Wolkenkratzerbesitzer konnte aber auch anderes. Er hatte einen berühmt gewordenen Trick, der ihm sehr viel Geld einbrachte. Wenn ihm ein Vorübergehender zweimal hintereinander etwas gab, so erklärte er diesem wohltätigen Menschen: „Warum bemühen Sie sich tagtäglich. Es genügt ja vollauf, wenn Sie wöchentlich zahlen.“ Und diese originelle Idee verfehlte nur selten ihre Wirkung.

Der Millionär war außerdem noch Rentenbesitzer. Der letzte Wille eines reichen Börsianers war es, daß seine Erben dem bedauernswerten Bettler am Freitag jeder Woche bis an sein Lebensende, so wie er es auch getan, fünf Dollar geben sollen.

In Schanghai gibt es sogar einen Bettlerkönig, der über nicht weniger als 50 000 Bettler herrscht und einer der reichsten Männer der Stadt ist. Seine „Untertanen“ müssen ihm aus ihren Einnahmen einen gewissen Prozentsatz abliefern. Und da ihm eine große Anzahl gutbewaffneter Banditen zur Seite steht, fügen sich die armen Bettler, zahlen das Verlangte, damit ihr König ein luxuriöses Leben führen kann.

So in China. In Europa gibt es zwar keine Bettlerkönige, die andere betteln lassen, dafür verstehen aber viele unter diesen „Bedauernswerten“, mit allerlei Täuschungsmanövern aus den Taschen der Menschen das Geld herauszulocken.

Budapest hat bekanntlich sehr viele Bettler. Die meisten von diesen standen noch bis vor kurzem an den Straßenecken, umgeben von einer Schar hungriger Kinder. Die Vorübereilenden sahen die Kinder, hatten Mitleid und die Bettler machten ausgezeichnete Geschäfte. So ging es viele, viele Jahre hindurch. Bis endlich die Polizei eine ganz eigenartige Entdeckung machte. Sie kam in Engelfeld, einer Vorstadt Budapests, auf die Spuren einer Kinderverleihanstalt, wo die Bettler und Bettlerinnen die benötigten Kinder leihweise bekommen konnten. Und da nur an besonders belebten Straßenecken eine Kinderschar notwendig war, reichte Engelfelds Kinderreichtum zu diesem Zwecke voll aus. Nun wurden auch die einzelnen Bettler ins Gebet genommen und einigen dieser „kinderreichen Bettler“ konnten ziemlich beträchtliche Banknoten nachgewiesen werden.

Ganz Paris lacht jetzt über die Vergeßlichkeit eines Bettlers, der ein kleines Köfferchen, das er immer bei sich trug, eines Tages in der Straßenbahn liegen ließ. Er ging zur Fundstelle und gab dort an, daß in dem Koffer seine gesamte Wäsche untergebracht sei. Der verlorene Gegenstand wurde eingeliefert, geöffnet und . . . 90 000 Francs kamen zum Vorschein.

Aber auch das Betteln muß erlernt werden. Nicht jeder ist geeignet, auf die Straße zu gehen und um Almosen bitten zu können. Die Londoner Bettler haben dies erkannt. Dort gibt es darum eine regelrechte Bettlerakademie, wo erfahrene Praktiker die Kunst des Mitleiderregens lehren.

Bettler führen mitunter ein Doppelleben. In Detroit wurde vor etwa zwei Jahren ein Bettler entlarvt, der ein luxuriös eingerichtetes Heim besaß und dessen schöne und verwöhnte Frau, eine Holländerin, in dem Wahn lebte, daß ihr Gatte ein angesehener Fabrikant sei, der tagsüber in seiner Fabrik zu tun habe. Der Standplatz des Bettler-Fabrikanten war vor einer Kirche. Er hatte eine ausgezeichnete Maske. Oftmals geschah es, daß seine Gattin an ihm vorüberging und ein Geldstück in seinen Hut warf. Eines Tages aber sprach die schöne Frau den schmutzigen Bettler an. Dieser mußte antworten und da — ein gellender Schrei: „Du bist ja mein Mann!“ und mit einem Griff riß sie dem Almosenempfänger die Maske herunter.

Seine Karriere als Gatte und Bettler war zu Ende.

## Bunte Chronik



*** Sechs Wähler und zehn Gemeinderatmitglieder.** Die französischen Gemeindewahlen, die kürzlich für eine Periode von sechs Jahren stattfanden, haben manches wahltechnische Kuriosum gezeitigt. Das eigenartigste war der Fall der Gemeinde Epecamps. Dem Gesetzlaut entsprechend hat jedes französische Gemeindewesen einschließlich des Bürgermeisters zehn Ädilen zu wählen. Den braven Leuten von Epecamps bereitete diese Bestimmung heftiges Kopfzerbrechen, denn seit der letzten Wahl war die Zahl der Wahlberechtigten und Wählbaren der Gemeinde auf sechs gefallen. Unter diesen Umständen zehn Kandidaten aufzustellen, erschien unmöglich, und alles deutete darauf hin, daß Epecamps wegen Nichterfüllung der gesetzlichen Voraussetzungen ohne Vertretung bleiben und deshalb einer anderen Gemeinde angeschlossen werden würde. Schließlich entdeckte aber die Präfektur einen Ausweg. Vier Einwohner einer Nachbargemeinde, die Grundbesitz im Gebiet von Epecamps hatten, wurden amtlich für den Tag der Wahl in Angehörige der Miniaturgemeinde verwandelt. So konnte die Wahl doch stattfinden, und noch nie wurde eine Gemeindevertretung derartig einstimmig gewählt.

*** Eine Frau, die 1500 Monokel verbraucht.** Die Welt, die sich niemals zu langweilen behauptet, ihre Langeweile aber durch groteske Lebensweise allen Augen deutlich macht, wurde vor einiger Zeit in Paris in äußerste Spannung versetzt, als die amerikanische Millionärswitwe Vera Schultz mit dem Besitzer einer Garage, in der sie ihre zahlreichen Autos unterzustellen pflegte, die Ehe eingegangen war. Die Amerikanerin merkte bald heraus, daß die Liebe des bekannten Geldmannes Dumeny, dem sie sich ehelich verbunden hatte, nicht ihrer Schönheit und ihren seelischen Reizen galt, sondern sich offensichtlich auf den Geldschrank richtete. Sie beschloß, ihm diese Sucht nach ihrem Gelde zu verleiden und ihn zur Scheidung zu bringen. Sie erwarb an einem Tage 120 Paar Schuhe, 40 Hüte, 20 Hundepeitschen, 60 Reitpeitschen und 1500 Monokel. Der Gatte leitete nun einen Entmündigungsprozeß ein, um die Frau in seine Gewalt zu bekommen. Der Pariser Richter, dem die erwähnte Liste eines Tageseinkaufs vorgehalten wurde, nahm weniger Anstoß an den Schuhen, Hüten und Peitschen als an den Monokeln und erhielt von der schönen Beklagten die schnippische Antwort: „Die Monokel sind gerade der wirtschaftlichste Einkauf der ganzen Reihe! Es hat mir sehr viel Mühe gemacht, die Schuhe und namentlich die Hüte auszuwählen, und ich habe dabei nicht immer das Richtige getroffen. Mit dem Monokeleinkauf bin ich aber sehr zufrieden. Er vollzog sich glatt und gestaltete sich billig. Ich rechne mit einer Einbuße von täglich fünf Monokeln und glaubte deshalb, im Jahre rund 1500 nötig zu haben. Der Großeinkauf macht sich tatsächlich gut bezahlt, da ich das einzelne Monokel dadurch zu weniger als der Hälfte des Kleinverkaufs erworben habe.“ Die Millionärin, die die Zinsen von vierzig Millionen Dollar aufzehren muß, drang im übrigen mit ihrer Verteidigung durch. Die Entmündigung unterblieb, weil der Gatte die Scheidung verweigerte und seine eigennützige Taktik dadurch vollkommen bloßlegte.

## Lustige Rundschau



*** Der strenge Chef.** „Wo waren Sie, Maier, Sie kommen dreiviertel Stunde zu spät?“ — „Ich bin die Treppe runtergefallen!“ — „Unsinn, das dauert doch keine dreiviertel Stunde!“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.